

Renate und Dieter Frommhold

**AUS JÜNGST
VERGANGENER
ZEIT**

Erzählungen

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2019

Bibliografische Information durch die Deutsche
Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek
verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über
https://dnb.de/DE/Home/home_node.html abrufbar.

ISBN 978-3-96145-768-7

Copyright (2019) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte bei den Autoren
Titlebild © Africa Studio [Adobe Stock]

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

12,00 Euro (D)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

ICH WAR EIN UNERWÜNSCHTES WUNSCHKIND

Ich war ein unerwünschtes Wunschkind. Das ist ein Widerspruch? Das habe auch ich viele Jahre geglaubt, aber das gibt es wirklich, und es ist gar nicht mal so selten. Nur wissen es die Beteiligten oft nicht.

Als ich das plötzlich erfuhr, waren meine Eltern bereits tot und wir konnten nicht mehr darüber reden. Vermutlich hätten wir auch nie darüber gesprochen, denn es hätte niemandem mehr genutzt. Es liegt mir fern, meine Eltern anzuklagen oder zu beschuldigen, denn ich habe sie sehr geliebt, und sie mich sicher auch. Daher fällt es mir schwer, die richtigen Worte zu finden. Wahrscheinlich sind alle Beteiligten irgendwie Opfer.

Es begann einige Jahre vor meiner Geburt. Da hatten meine Eltern bereits eine Tochter die sie sehr liebten. Sie hieß Gerda und war ein stilles, liebes Mädels. Alle, die sie kannten, hatten sie gern. Mit sechs Jahren jedoch starb sie im Jahr 1940 an Leukämie. Das war ein schwerer Schlag für meine Eltern, von dem sich insbesondere meine Mutter zeitlebens nicht mehr erholen konnte.

Meine Eltern, die mit den Nazis nichts im Sinn hatten, wollten in dieser schlimmen Zeit kein zweites Kind in die Welt setzen. Aber als meine Mutter nicht aufhören konnte zu trauern und sogar ihre Gesundheit darunter litt, riet ihr der Arzt dringend zu einem neuen Kind. Und so kam ich durchaus als Wunschkind auf diese Welt. Das war 1942.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Ich bekam den Namen Renate – die Wiedergeborene.

Ich aber war nicht die wiedergeborene Gerda, sondern ein anderes Kind. Und das war mein „Fehler“. Wie konnte ich auch *sie* sein, die ich sie doch gar nicht kannte, von der ich noch nicht einmal etwas ahnte? Die Enttäuschung meiner Mutter machte sich unbewusst Luft. Sobald ich als Baby schrie, bekam ich Schläge, später Nacht für Nacht.

Es war damals eine unruhige Zeit in Berlin: Bombenalarm, Sirenengeheul, Bunker oder Luftschutzkeller; überall fremde Menschen um uns. Meine Mutter und ich wurden evakuiert. Achtzehn Stunden Bahnfahrt, mehrere Ortswechsel, wieder andere Menschen, andere Verhältnisse. Meine Mutter musste in Ostpreußen mit mir als 18 Monate altes Kleinkind das Bett teilen.

All diese Umstände waren einer freien Entfaltung und gedeihlichen Entwicklung eines Kindes nicht förderlich. Meine Mutter deutete mein nächtliches Schreien, das immer zur gleichen Zeit begann, als „schwierigen“ Charakterzug, dem man nur durch absolute Härte beikommen konnte. Also ging sie fortan mit dem Rohrstock ins Bett, und wenn ich – vielleicht schon aus Angst vor der nächtlichen Tortur – wieder zu weinen begann, schlug sie zu, immer wieder, ohne im Dunkeln überhaupt zu sehen, wohin sie traf. So schrie ich immer mehr und wohl auch jede Nacht und wurde allmählich auch von anderen Personen als „kompliziert“ eingeschätzt.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Die „liebe Schwester“ wurde mir ständig vorgehalten; in harmonischen Stunden nannte mich meine Mutter oft Gerda, was bei mir zum Protest führte: „Nein, ich bin Renate.“ Natürlich brachte mir dieser Widerspruch erneut einen Minuspunkt ein.

Meine Mutter war zutiefst davon überzeugt, dass ich „schwierig“ sei, wie sie es nannte. Ich war vor ihrer locker sitzenden Hand nie sicher.

Selbst noch im hohen Alter hegte sie nicht den geringsten Zweifel daran, dass nur ihre Strenge und ihre Schläge aus mir einen anständigen Menschen gemacht haben.

Mein Vater, der schon vor meiner Geburt ahnte, dass das „neue“ Kind nicht das verstorbene sein würde, hoffte anfangs, dass ich ein Junge würde. Damit der Vergleich nicht so naheliegend wäre. Aber später vergaß er wohl seine Bedenken, denn auch er stellte mich meiner Schwester gegenüber und ließ meine Mutter in ihrer Unnachgiebigkeit gewähren, schloss sich sogar ihrer Haltung an.

Ich selber hatte natürlich von den Zusammenhängen keine Ahnung, ich nahm nur immer wieder zur Kenntnis, dass ich „schlimm“ wäre. Obwohl meine Schulleistungen sehr gut waren, bekam ich zu Hause wenig Lob. Meine Eltern hielten es für selbstverständlich, dass ich gute Zensuren nach Hause brachte. Ich zog mich immer mehr in mich zurück und wurde verschlossen.

Die Eltern meiner Freundinnen hingegen kannten mich als besonnenes Mädel, sie mochten mich und ließen beispielsweise ihre Töchter zu bestimmten Veranstal-

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

tungen nur mitgehen, wenn ich dabei war, weil ich als umsichtig und vernünftig galt. So etwas zählte jedoch bei meinen Eltern nicht. Beklagte sich aber mal eine Mitschülerin über mich, wurde ich ohne Anhörung vor deren Augen zurechtgewiesen und sogar geschlagen. Ich lernte, dass das Wort anderer mehr zählte als meines, und dass ich nichts zu sagen hatte.

Nun wurde ich zwar nicht ständig misshandelt. Nein, das nicht, und doch fühlte ich mich immer unsicher in meinem Tun und fragte mich stets und ständig, ob das, was ich gerade tat, meinen Eltern auch gefallen würde.

So war ich in meiner Kindheit befangen und gehemmt.

Als ich älter wurde, waren sie dann sehr zufrieden mit mir. Doch bin ich mir sicher, dass ich auch ohne Schläge ein „anständiger Mensch“ geworden wäre, so wie es sich meine Eltern wünschten. Sicher, sie haben in schwieriger Zeit für mich getan, was sie für das Beste hielten, und sie waren immer für mich da. Ich bin ihnen dankbar und war bestimmt eine gute Tochter für sie. Ich habe sie jedenfalls sehr geliebt und wir hatten, als ich erwachsen war, ein sehr gutes Verhältnis zueinander.

Später habe ich eine Radiosendung über das Problem der „Ersatz-Kinder nach Todesfällen“ gehört. Da begriff ich, dass meine Eltern ein Problem hatten, welches sie auf mich übertrugen. Meine ganze Kindheit und Jugend stellte sich mir plötzlich in einem anderen Licht dar: Der Schlüssel war die *absolute Enttäuschung der Eltern* über das neue, „fremde“ Kind, das ihre Erwar-

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

tungen nicht erfüllen konnte – die Erwartung nämlich, dass es das verstorbene Kind ersetzen könnte.

DER KÖNIG UND ICH

Renate war Vorleserin.

Die Kinder schauten sie erwartungsvoll an und sie begann:

„Wir wohnten ganz in der Nähe von ‚Ihm‘, den sie einst ‚den Großen‘ genannt hatten, obwohl er eher klein und schwächlich war. Aber das wusste ich damals noch nicht, denn ich war gerade erst drei Jahre alt geworden, als ich ihm begegnete. Es war eine etwas unheimliche, auf jeden Fall aufregende Begegnung. Für mich jedenfalls.

Ich glaube nicht, dass ‚Er‘ von mir sonderlich beeindruckt war. Er konnte mich kaum sehen – ich sah ihn übrigens auch nicht.

Aber in mir wird immer der tiefe Eindruck an diese frühe Begegnung mit ihm und die Erinnerung an den ersten Schauer in meinem jungen Leben bleiben ...

Meine Eltern und ich bewohnten eine kleine Wohnung ganz dicht an dem großen Park, der seinen Namen trägt. Sie gingen dort öfter mit mir spazieren. Es war ein Park für einfache Menschen, die in den Mietskasernen rundum lebten und hier Erholung suchten – am Schwanenteich oder im Schatten der Bäume auf einer der zahlreichen Bänke.

Im Winter sauste mein Vater hier mit mir auf dem Schlitten die große Rodelbahn hinunter. Das war ein Riesenspaß! Ganze Scharen von Kindern amüsierten sich hier. **Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!**

An diesem denkwürdigen Tag, von dem ich erzählen will, gingen wir dort spazieren, meine Eltern und ich. Diesmal ging es nicht zum Rodeln, denn es lag kein Schnee, es war Frühling.

Da entdeckte ich einen Brettverschluss, der aus dunkelgrauem ungehobeltem Holz bestand. Es gab schmale Fugen zwischen den Brettern und auch mal ein Astloch. Meine Eltern erzählten mir, in diesem Kasten befände sich ein König mit Namen Friedrich der Große. Er sei in diesem Kasten versteckt, um vor den Bomben geschützt zu sein.

Ich kannte Könige nur aus Märchen, die mir meine Mutter vorgelesen hatte. Daher wusste ich, dass sie in herrlichen, prachtvollen Schlössern lebten, umgeben von Gold, Silber und Prunk.

Und jetzt behaupteten meine Eltern, dass in diesem hässlichen, dunklen Kasten ein König wohnen sollte?!

Ich konnte es nicht glauben und ging immer wieder um den Verschluss herum. Es war mir auch sehr unheimlich, dass in diesem engen Ding ein Mensch leben sollte.

Ich wollte den König sehen, aber innen war es dunkel.

Ich lugte durch die Fugen und hoffte, doch irgendetwas von ihm zu erkennen. Vergebens! Ich vernahm nur Dunkelheit und tiefe Stille.

Da fand ich ein Astloch und spähte hinein. – Aber nein, wieder nichts zu sehen, und kein Geräusch von drinnen.

Ich weiß noch heute ganz genau, wie ich schließlich herzklopfend und mit einer Mischung aus Neugier und

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Grauen mit dem Finger ängstlich in das Astloch fuhr, um den König anzufassen.

Was, wenn er auf einmal meinen Finger festhielt?

Trotz meiner großen Beklemmung, die Neugier war stärker – doch es passierte nichts.

Der König war nicht böse, und mir ist nichts geschehen an diesem Tag. Ich bildete mir dann ein, dass er vielleicht gerade schlief in seiner Kiste.

Kurze Zeit später fielen an einem Vormittag Hunderte von amerikanischen Brandbomben auf das Wohngebiet am Rande des großen Parks.

Viele Menschen verloren ihre Bleibe, und auch ihr Leben.

Meine Familie konnte sich retten, aber auch wir hatten nun keine Wohnung mehr und mussten die Gegend verlassen. –

Jahre später bin ich wieder dorthin zurückgekehrt, zum Park und zum König.

Und da habe ich ihn gesehen ...

Das Holzgehäuse war fort, er brauchte es ja nicht mehr.

Und jetzt, da ich ihn endlich richtig sah, schien mir der König zuzulächeln – nur einen winzigen Augenblick.

Dann war er wieder ernst wie zuvor. In diesem Moment löste sich das Geheimnis, warum der König mich damals in der Kindheit nicht angefasst hatte.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Ihr könnt es selbst herausfinden, wenn ihr ihn besucht in dem großen Volkspark am Friedrichshain, wo es für euch auch noch den berühmten Märchenbrunnen gibt.“

DR. WEBER IST NICHT TRAGBAR

„Welches ist die Quadratzahl von 14?“

Wir standen mit gesenkten Köpfen, um bei unserem Mathelehrer nicht aufzufallen. Die gespielte Harmlosigkeit nützte keinem. Irgendwann kam jeder dran.

„Stemmler!“

„196!“

Stemmler hatte, wie immer, gut zu Hause gelernt.

„Richtig! Setzen. – Wie viel ist ...“

Nun folgte das ganze Einmaleins von elf bis 25.

Mit meinen Antworten war Dr. Weber nicht zufrieden.

Ich stand bis zuletzt.

Meine Leistung wurde mit einer 5 benotet, eine 6 gab es bei uns nicht.

„Setzen Sie sich! Filzen Sie weiter!“

Ich galt von nun an unter meinem Klassenkameraden als das „Opfer der Quadratzahlen“.

1967, ganze zehn Jahre später war ich selbst Mathelehrer mit Diplom.

Das konnte ich Dr. Weber nicht mehr mitteilen.

Weshalb? Das kam so:

Dr. Weber galt unter den Eltern von Abiturienten vorhergehender Jahrgänge als guter Lehrer.

So etwas sprach sich herum.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Er war klein von Statur und hatte etwas besonders Gewissenhaftes an sich, das ihn von anderen Lehrern unterschied. Der Hauch eines „alten“ Gymnasiums begleitete ihn.

Schon der Beginn einer Unterrichtsstunde war ein anderer bei ihm. Während andere Lehrer uns mit dem obligatorischen FDJ-Gruß „Freundschaft“ begrüßten – worauf wir mit „Freundschaft“ zu antworten hatten –, sagte Dr. Weber schlicht: „Setzen Sie sich.“

Er mühte sich redlich mit uns und dem Vermitteln von Funktionen mit und ohne behebbaren Unstetigkeitsstellen.

Bald waren wir für ihn nur noch das kleinere Problem, denn woanders braute sich ein größeres zusammen mit nicht behebbarer Unstetigkeitsstelle.

Was wir nämlich nicht wussten, er war Katholik und tiefgläubig.

Unser Direktor Herr Faust war ebenfalls tiefgläubig, jedoch vom bevorstehenden Kommunismus. Er hatte die Macht, der andere die falsche ideologische Einstellung. Der eine war als aufstrebender Neulehrer* zum Schulleiter einer Oberschule berufen worden, der andere war Dr. phil., vormals in Tübingen promoviert.

Das wurmte den Genossen Rektor.

Für einen von beiden konnte das nicht gut gehen.

* Meist Quereinsteiger, die von den Alliierten nach 1945 als Lehrer eingesetzt wurden.

Neben seiner Leitungstätigkeit unterrichtete der Genosse Faust Geschichte.

Geschichte der Arbeiterklasse.

Für den Schulleiter hatte alles seinen Ursprung in der Urgesellschaft. Er dressierte uns Schüler dermaßen, dass wir alsbald unsere Diskussionsbeiträge zur traditionellen Schülervollversammlung mit den Worten einleiteten: „Schon in der Urgesellschaft ...“

Das erzeugte Wohlwollen beim Genossen Direktor.

Ein trockener Mathematiklehrer mit seiner Arithmetik hatte da geringe Chancen.

Der titellose Vertreter der nunmehr herrschenden Klasse bat den Kollegen zu einem vertraulich ehrlichen Gespräch.

„Hans, du weißt, als Pädagoge in unserer Oberschule bist du zur Erziehung allseitig gebildeter sozialistischer Persönlichkeiten für den Aufbau des Sozialismus verantwortlich. Wie stehst du dazu?“

„Ich verstehe deine Frage nicht.“

„Erkläre mir bitte, warum dein Sohn keine Jugendweihestunden besucht, die der Vorbereitung auf die sozialistische Jugendweihe* dienen.“

„Er will nicht. Er geht zur Kirche. Er ist ein frommer Christ.“

„Sein Kind auf den Weg der sozialistischen Tugend zu führen, sollte für einen Pädagogen wie dich selbstver-

* Jugendweihe: **Die DDR als sozialistische Alternative zur Konfirmation!**

ständig sein. Unsere Gesellschaft erwartet, dass du mit deiner Lebensweise Vorbild bist.“

„Ich werde mit ihm sprechen.“

„Gut. Ich freue mich. Du hast mich verstanden, mein Lieber.“

Das heute harmlos erscheinende Gespräch entbehrte jedoch nicht eines gewissen Zündstoffs. Zwar sicherte die Verfassung der DDR dem Einzelnen Glaubens- und Gewissensfreiheit zu. Aber längst hatte der Staat begonnen, die Kirchen aus dem öffentlichen Leben zu drängen. Junge Gemeinden wurden als illegale Jugendorganisationen angesehen. Tausende christliche Schüler mussten die Oberschule verlassen. Die Einführung der Jugendweihe sollte die junge Generation dem Einfluss der Kirche entziehen.

Dr. Weber merkte, dass sich etwas gegen ihn zusammenbraute.

Sein Sohn weigerte sich beharrlich, die Jugendveranstaltungen der Schule zu besuchen und ging weiter zu den Treffen seiner Kirchengemeinde.

Das nahm der Direktor zum Anlass, ihn zu einer offenen und ehrlichen Diskussion mit dem gesamten Kollegium einzuladen. Dort erklärte Genosse Faust freimütig seine Enttäuschung über das Verhalten Dr. Webers.

Ihm sei zu Ohren gekommen, dass dessen Sohn, entgegen dem Versprechen, den Jugendstunden der FDJ weiterhin ferngeblieben war. Der Schulleiter fühle sich enttäuscht und hintergangen, vermisste bei seinem

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

Kollegen die Einheit zwischen gefordertem Bildungsziel und dessen Leben privat. Wie der Herr Dr. Weber sein Leben gestalte, überzeuge den Lehrkörper nicht. Er sei von der notwendigen Haltung als Lehrer weit entfernt, seine Aussagen empfinde der Direktor als unehrlich.

Das Kollektiv beriet und beschloss einstimmig, dem Mathelehrer die Zusage abzunötigen, seinen Sohn von nun an in die Jugendveranstaltung der FDJ zu schicken. Dieses beteuerte er der Lehrerschaft.

Dr. Weber bewegte nun zu Hause schweren Herzens seinen Sohn zum Besuch der Jugendstunden. Er möge doch seine Feinde lieben und kennen, um sie zu verstehen.

Der junge Mann willigte dem Vater zuliebe folgsam ein und besuchte von nun an Jugendstunden und Gemein-denachmittage.

Der Schuldirektor war zufrieden.

Der Tag der staatlichen Weihe zur Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen rückte heran. Die Jugendweihe galt als Bekenntnis zur großen und edlen Sache des Sozialismus.

Der junge Weber jedoch verweigerte die Teilnahme an der Zeremonie: Er habe schon zwei Jahre zuvor die Kommunion erhalten.

Die Vorladung Dr. Webers vor den pädagogischen Rat folgte prompt. Er wusste nicht, dass dies im Rahmen der traditionellen Schülervollversammlung geschah, welche immer sonntags am Vormittag stattfand.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Die Aula war bis auf den letzten Platz gefüllt. Das Lehrerkollegium saß bereits geschlossen im Präsidium, als Dr. Weber erschien.

Das Tribunal begann.

Der Direktor informierte die Schüler über den Vorgang und begründete damit den Anlass zur Vollversammlung.

Er wandte sich direkt an Dr. Weber:

„Hans, du hast geheuchelt, hast uns hintergangen und uns mit deinem Verhalten zutiefst enttäuscht. Du stehst nicht hinter unseren Prinzipien der sozialistischen Erziehung der dir anvertrauten jungen Menschen. Du hast unser Vertrauen und das der Arbeiterklasse missbraucht.“

Das Forum verlief nach dem Regiebuch des Direktors. Einzelne Diskussionsbeiträge besonders fortschrittlicher Schüler wurden brav geliefert:

„Schon in der Urgesellschaft ...“

Zusammenfassend erklärte Direktor Faust seinen Kollegen Dr. Weber für den Schuldienst als nicht mehr tragbar, sprach noch einmal seine Missbilligung aus und bat die verehrten Anwesenden um Abstimmung über die Entlassung des Mathematiklehrers.

Alle Arme des Lehrkörpers wurden hoch gehalten. Das Votum verlief im Sinne des Direktors einstimmig.

Dr. Weber saß klein, blass und einsam vor der grausamen Zusammenkunft.

Der Mann war zutiefst schockiert!

Abschließend forderte ihn Genosse Faust demonstrativ auf, den Saal und die Schule für immer zu verlassen.

Ebenfalls eingeladene Arbeiter des benachbarten Patentbetriebes „Joliot Curie“ schlossen sich dieser mutigen Handlung an, einer erklärte selbstgefällig:

„Den müsst mor ma in de Brodugtزشion schickn!“

Bestellter Beifall vom Präsidium.

Der Direktor schloss die Versammlung süffisant:

„Wenn er glaubt, unsere Republik illegal verlassen zu können, so irrt er gewaltig. Es wurde alles vorbereitet, das zu verhindern.“

Manch einer der älteren Anwesenden mag sich während der Veranstaltung an braune Zeiten erinnern haben.

Eine junge Lehrerabsolventin wurde als neue Klassenleiterin eingestellt. Sie kam aus dem Tal der Ahnungslosen, wie man Dresden damals nannte, weil dort das Westfernsehen nicht empfangen werden konnte.

Sie konnte zwar keinen Mathematikunterricht abhalten, war aber politisch im Sinne der DDR sehr zuverlässig.

Sie gab Geschichte und Staatsbürgerkunde. Sie nahm die ihr anvertraute Aufgabe sehr ernst, erklärte vor der Klasse, dass der noch immer herrschende schädliche bürgerliche Geist durch einen neuen progressiven der Arbeiterklasse ersetzt werden müsse. Sie appellierte an die Arbeiterkinder im Klassenkollektiv, sie dabei tatkräftig zu unterstützen.

Ihren ehemaligen Klassenlehrer zu besuchen, war den Schülern bei Androhung der Exmatrikulation streng verboten.

Dr. Weber wurde zum Zwecke der Umerziehung durch die Arbeiterklasse eine Tätigkeit in einer Fabrik zugewiesen.

Drei Jahre später erhielt der ehemalige Neulehrer und klassenbewusste Genosse den begehrten Dokortitel. Seine Dissertation lautete: „Über den Vergleich als Mittel der Denkerziehung im Geschichtsunterricht unter besonderer Berücksichtigung des Unterrichts in den höheren Klassen“, was den geneigten Leser vielleicht an Professor Creys „Gerechtigkeit des Lehrers unter besonderer Berücksichtigung der höheren Lehranstalten“ aus Spoerls „Feuerzangenbowle“ erinnert.

Eine Schülerin besuchte Dr. Weber trotz Verbot und fand einen völlig zerstörten Mann vor. Er freute sich sehr über das Mitgefühl seiner ehemaligen Schülerin.

Zwei Jahre später verschwand er mit seiner Familie für einen Neuanfang in den Westen.

Vielleicht nach Tübingen.

Wir haben nie wieder etwas von ihm gehört.

Aber die Arbeiterklasse hatte einen Sieg errungen.

DAMALS BEI UNS ZU HAUSE – EIN STIMMUNGSBILD AUS DEN FÜNFZIGERN

Wohl dem, der Wurzeln schlagen konnte, wo er seine Kindheit verbracht hat und aufgewachsen ist und diesen Ort als Heimat bezeichnen kann, auch wenn er später woanders seinen Lebensbereich gefunden hat.

Wohl dem, der sich von Banausen nicht genötigt sah, seine Heimat zu leugnen, und sich von diesen Volksverführern nicht für deren Ziele manipulieren ließ.

Wohl dem, dessen Wurzeln seinem Leben Halt geben.

Solch eine von mir verehrte Heimat ist Löbnig, das sich von seinem Nachbarort Dölitz nicht trennen lässt, da das Leben seiner Bewohner zu eng miteinander verwoben ist.

An die idyllische Gartenstadt Alt-Löbnig im Süden Leipzigs werden sich viele, die dort ihre Kindheit verbrachten, bestimmt ein Leben lang gern erinnern.

Sie wurde im frühen 20. Jahrhundert im Stile der damaligen städtebaulichen Reformideen erbaut. Viele der mehrgeschossigen Häuser waren mit Klinkerfassade und Fachwerk verziert, einige der fein gegliederten Dächer trugen Türmchen. Kein Haus glich dem andern.

Die Gärten im Hof gaben der Wohnanlage ihren ganz eigenen Reiz.

Ihre Bewohner, meist einfache Leute, wussten um ihr Kleinod der Geborgenheit. Sie versorgten sich in ihrer

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!